

Sandbau in Guatemala.

Infolge des geologischen Aufbaus werden drei Zonen unterschieden: kaltes Land im Hochland, warmes Land in den tiefen Tälern des Hochlands, an den Abhängen der Kordilleren am Stillen Ozean und in den niederen Gebirgen des Nordens in der Nähe des Atlantischen Ozeans, heißes Land in den Küstengebieten der beiden Ozeane. Das kalte Land (tierra fria) liegt auf 900 bis 1500 m und wird hauptsächlich zum Kaffeebau benutzt. Das heiße Land (allgemein „costa“ (Küste) genannt) erhebt sich von Meeresspiegelhöhe auf 900 m. Hauptsächlichster Anbau von Bananen, Zuckerrohr und Reis.

Im kalten Land, dem alten Siedlungszentrum der Indianer, wurde zur Zeit der spanischen Eroberung nur Mais gebaut. Sicher nur auf die primitivste Art, da eiserne Werkzeuge und Zugtiere für Pflüge unbekannt waren. Von den Europäern wurden im Lauf der letzten Jahrhunderte deren heimische Früchte eingeführt, die nach und nach von den Indianern übernommen wurden. Roggen wird nur in ganz vereinzelt Fällen von einigen europäischen Landbesitzern gepflanzt. Weizen ist unter der ganzen Bevölkerung sehr verbreitet. Gerste wurde eine Zeitlang für eine deutsche Brauerei gezogen; nach deren Eingehen, um 1900, nur noch sehr wenig, und wird heute nur noch als Arzneimittel gebraucht. Hafer gedeiht nur über 2500 m und wird fast nur als Grünfutter für Reit- und Tragtiere verwandt. Der Mais ist das Hauptnahrungsmittel für das ganze Land. Er gedeiht von etwa 2500 m bis Meeresspiegelhöhe. Kartoffeln werden seit einem Jahrzehnt in vermehrtem Maßstab angebaut. Von etwa 3000 m bis 1300 m gedeihen sie besonders gut in dem losen vulkanischen Aschenboden. Ursprünglich nur von einem kleinen Teil der Indianer für ihren Eigenverbrauch in einer Urform der heutigen Kartoffel angebaut, wurden später die von den Europäern gezüchteten Arten eingeführt zum hauptsächlichlichen Verbrauch in den Städten mit vorwiegend deutscher Bevölkerung. Inzwischen ist der Verbrauch unter der ganzen Bevölkerung gestiegen und heute werden große Mengen angebaut. Außer Buschbohnen (Frijoles: schwarze Bohnen) werden keine anderen Feldfrüchte gebaut.

Die Bodenbearbeitung ist im allgemeinen noch sehr primitiv, fast nur Handarbeit. Ende der Trockenzeit, März, April, wird ein Stück Wald mit der Axt und dem Buschmesser umgehauen und gebrannt. Nach dem ersten Regen wird mit einer Hacke oder Pflock ein Loch gemacht und der Samen hineingeworfen und mit Erde zugedeckt. Ist die Saat aufgegangen und gleichzeitig das Unkraut gewachsen, so wird mit der eisernen Hacke, dem azadón, (dem Universalmittel für alle Erdarbeiten, Schaufeln oder Spaten sind unbekannt), das Land gereinigt und gehackt. Ist der Mais etwa 1 m hoch, so werden die Stauden gehäufelt. Der Weizen wird frei mit der Hand ausgeworfen und nur leicht ein-

gehackt. Ebenso Hafer und Gerste. Manchmal wird auch Rückenbau, ähnlich wie in manchen Gegenden Süddeutschlands, angewandt. Die Kartoffeln werden in flache Gräben gelegt und zu-
worfen. Je nach dem Wachstum werden sie später ein- bis zwei-
mal gehäufelt.

Ein verschwindend kleiner Teil von reichen Besitzern benutzt den alten hölzernen oder den modernen eisernen Pflug, von Ochsen am Doppeljoch gezogen. Moderne Bodenbearbeitung mit Pflug, Egge und Kultivator ist außer bei wenigen Europäern und der staatlichen Landwirtschaftsschule in der Hauptstadt unbekannt, schon aus dem einfachen Grunde, daß infolge des Gebirgscharakters wenig Ländereien eben und meist nur Steilhänge bebaut sind. Seltener werden diese Hänge mehr als zweimal hintereinander be-
arbeitet. Sie bleiben als Schafweide oder Brache liegen.

In wenigen breiten Tälern mit guten Wasserverhältnissen wird intensiver Gemüsebau betrieben, mit Berieselung und Düngung. Die Hacke ist auch hier das einzige Werkzeug. Obstbau ist fogut wie garnicht vorhanden. Von den Mönchen sind wohl in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung verschiedene Kulturen eingeführt worden und haben sich auch sehr verbreitet. Oft findet man heute noch verwilderte Bäume in den ehemaligen Kloster-
gärten oder deren Meierhöfen. Es gibt eine Menge einheimischer Feld- und Baumfrüchte, die nur geerntet werden. Die einge-
sessene Bevölkerung ist zu interesselos, die intensive Arbeit der Mönche weiterzuführen; auch wird viel darüber geklagt, daß vom Staat nicht genügend Schutz gegen Diebstahl gewährleistet wird, sodaß die Mühe und Arbeit einer richtigen Obstpflanzung erfolglos bleiben.

Futterbau wird im eigentlichen Sinne nicht getrieben, da bis auf wenige Milchviehställe in der Umgebung der Hauptstadt keine Stallhaltung getrieben wird. Das Vieh ist das ganze Jahr hindurch auf den Weiden. Schweinehaltung ist wohl sehr verbreitet; aber auch ohne Ställe. Das einzige Zusatzfutter ist bei allen Haustieren der Mais.

Im eigentlichen Kolonisationsgebiet der Spanier, im Osten des Landes, der vorzugsweise der warmen Zone angehört, wird Kaffeebau in kleinem Maßstab getrieben: im Hausgarten. Viel Arbeit machen sich diese Leute nicht mit ihren Kulturen. Meist lassen sie alles wachsen, wie es gerade wächst. Die kleinen bäuerlichen Betriebe mit ein paar hundert Bäumen (je nach Pflanz-
weite 3×3 bis 4×4 im Vierecksverband: 250 bis 300 Bäume je preuß. Morgen) bearbeiten schon etwas ihre Pflanzungen. Die großen Besitzungen im Süden und Westen und einigen Gebieten des Nordens, teils in Privathand, teils von Gesellschaften bewirtschaftet, von einigen Hundert Morgen bis zu vielen Tausen-
senden Ausdehnung, werden (oder sollen) intensiv bearbeitet (werden). Rodungen in Neuland (meist sekundärem Urwald) werden mit Axt und Buschmesser gemacht, das gefällte Holz ver-
brannt. Manchmal gibt man das Land dann zum Maisbau an

die Arbeiter, damit die stärksten Stämme auch verrotten. Infolge der tropischen Witterung geht dies sehr schnell. Das Land wird dann abgesteckt und gelocht. In leichten Sandböden oder im Geröll uralten Vulkanbodens werden oft nur kleine Löcher gegraben, die gerade den Wurzelballen fassen; in schweren Lehmböden werden große und tiefe Löcher (75 cm) gegraben, die man mindestens 1 Jahr liegen läßt. Vor dem Bepflanzen werden sie oft mit natürlichem Dünger (aus verfaulten Schalen der fleischigen Kaffeekirsche) Humus und Stallmist (der Reittierställe) gefüllt, meist jedoch nur mit Erde zugeworfen.

In gebirgigen Gegenden der Kordilleren, besonders an den Hängen im Küstengebiet, wird keine unmittelbare Bodenbearbeitung vorgenommen, da sonst die Erde bei den starken Regenfällen abgeschwemmt wird. Reinigung von Unkraut und Behandlung der Schattenbäume ist die Hauptarbeit und gleichzeitig die unmittelbare Bodenbearbeitung. Das Unkraut wird mit dem Buschmesser abgehauen, einmal in der Trockenzeit, indem man mit dem Messer etwas in die Erdoberfläche eindringt und die Wurzeln mit heraushaut, in der Regenzeit zwei bis dreimal nur über der Erde.

Auf den weniger geneigten Hängen des Vorlandes der Kordilleren, in dem mehr Hochlandscharakter tragenden Osten des Landes ist meist schwerer Boden vorhanden, der einer gründlichen Bearbeitung bedarf. Die meisten Arbeiten werden auch hier mit der Hacke, dem Azadon, ausgeführt. In der Trockenzeit ist der Boden meist sehr hart; da wird das Unkraut leicht abgehauen und die Oberfläche gehackt. In der Regenzeit wird erst einmal mit dem Buschmesser das Unkraut über der Erde abgeschlagen, gegen Ende der Regenzeit wird der Boden mit der Hacke tief aufgehackt und das Unkraut untergegraben. Letzteres besteht in manchen Gegenden aus Kräutern (Senfarten), die als Gründünger nutzen.

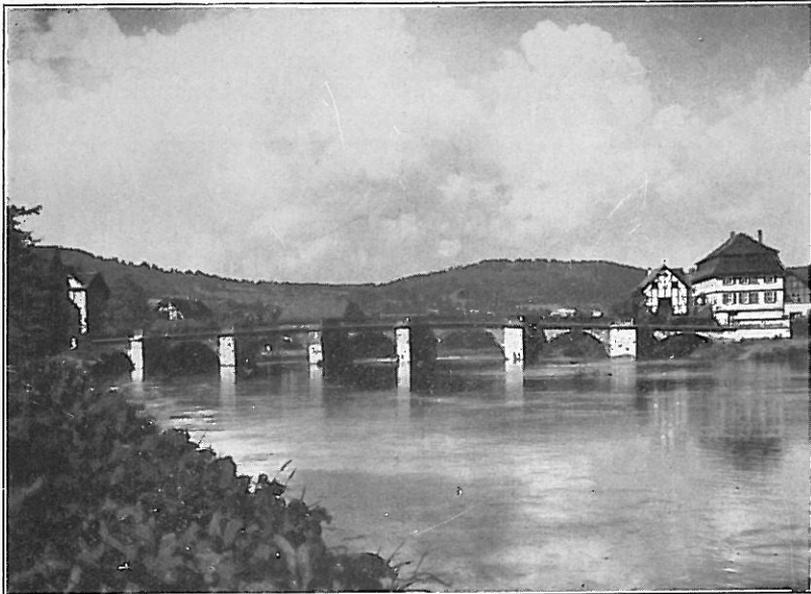
Die Schattenbäume, teils hohe Bäume, teils Bananen, bedingen durch ihren stetigen Blätterfall und ihr Wurzelsystem (es handelt sich zum großen Teil um Leguminosen) eine immerwährende Bodenverbesserung; unterstützt durch ihren Schatten, der nicht nur den Kaffeebäumen, sondern auch dem Boden durch den Schutz vor allzustarker Austrocknung zu Gute kommt. Trotzdem gibt sich der Boden mit den Jahren aus und wird dann Dünger (meist Kunstdünger) gegeben.

Schließlich sei noch eine Art Bodenlüftung erwähnt, die in wenigen, besonders letztgenannten Gegenden des Ostens angewandt wird. Zwischen den im Viereckverband stehenden Kaffeebäumen werden 50–75 cm große Löcher aufgegraben. Durch den Regen und die leichten Reinigungsarbeiten füllen sich die Löcher mit Erde und Abfall. Bei der schweren Reinigungsarbeit mit der Hacke werden die Löcher entleert und der entstandene Humus kommt dem Kaffeebaum als Kopfdünger zu Gute.

In der heißen und warmen Zone wird Tabakbau nur für den Eigenverbrauch und als Nebenkultur von den einfachen Leuten betrieben. Als Großkultur wird Tabak, ebenso wie Baumwolle, nicht gepflanzt, da die Krankheiten und Schädlinge zu schwierig zu bekämpfen sind; besser vielleicht, weil die Bekämpfung zu teuer ist. Beide Kulturen bedürfen ganz intensiver Bodenbearbeitung. Reis und Zuckerrohr sind dagegen in der heißen Zone die Hauptkulturen. Die Bodenbearbeitung wird in den großen Unternehmungen mit großen Scheibenpflügen, gezogen von Traktoren und Raupenschleppern, vorgenommen. Die Bananen werden in den feuchtesten Gebieten der Küstengegenden, besonders in der Nähe des Atlantischen Ozeans (Nähe der Häfen zwecks Verkürzung des Transports) gepflanzt. Eine eigentliche Bodenbearbeitung findet nicht statt, da es sich um Raubbau auf den besten Böden handelt. Läßt der Ertrag nach, so wird das Land einfach verlassen und neue Pflanzungen angelegt.

Las Sabanetas, Mai 1932

Haeckel.



Werrabrücke.

Auf verschiedenen Reisen in der letzten Zeit habe ich wieder ein altes Steckenpferd aufgenommen: Archaeologie. Mehrere Ruinenfelder der vorkolumbianischen Zeit, vielleicht auch einer arkadischen Zeit, unbestimmbarer Zeitangabe, habe ich aufgesucht, die wohl von Ladinos (Mischlingen) bewohnt werden, aber deren Vorhandensein unter diesen Leuten nur in vagen Ideen (Goldfunde oder Spukgeschichten) bewußt ist. Eine sehr schöne Stele habe ich gefunden, etwa 2 m lang, 50 cm breit und 20 cm dick. Eine gut erhaltene Figur in natürlicher Größe ist in den (Porphyr?) Stein eingraviert: ein Krieger (Gott oder König) in hohem Federschmuck, in Federkleid und mit Sandalen. Weiter fand ich im abgebrannten Wald (Rodung für Maisfeld) einen großen Kopf ohne Körper aus einer Art Bimstein. Das Gesicht etwa 50 cm hoch und 30 cm breit. Anzeichen eines Haarschmucks sind vorhanden gewesen; leider die Mundpartie zerstört. Einige zerstörte Gefäße und Tonfiguren aus „Terra sigilata“ (?) waren so oberirdisch zu finden. Zum Graben hatte ich keine Zeit. Grundmauern von Gebäuden, Wallanlagen, „Hünengräber“ und Tempelanlagen mit Grundmauern von Gebäuden, die nach den Himmelsrichtungen angelegt waren. Eine etwa 1 km lange Straße von einem Tempel zu einem anderen war aus schweren Felssteinen, unbehauen, aber mit glatter, natürlicher Oberfläche, gepflastert und hatte die genaue Richtung mit Blick auf den jetzt wieder (oder noch) tätigen Vulkan „Fuego“. Einige Obsidiansplitter und mehrere kleine Figuren nahm ich mit und hoffe, später nochmal dorthin zurückzukehren, um bei den umwohnenden Leuten nach kleinen Fundstücken zu fahnden.

Die Regenzeit hat nun schon einen Monat lang hier gehaust. Gleich 520 mm in einem Monat, seit 12 Jahren nicht in der Regentabelle aufgezeichnet. Man merkt aber, wie gleich alles wächst. Der Kaffee hat sehr gut ange setzt, und ich erwarte eine gute Ernte. Trotz der leidigen Krisis wird es hoffentlich einen guten Gewinn geben, damit ich weiterarbeiten kann. Der Kaffee dieser Zone hier (Osten) ist nämlich in seiner Qualität erheblich besser als der meiste des Landes und die Lohn- und Arbeitsverhältnisse günstiger, sodaß die Zincas hier immer noch etwas abwerfen. Nur die letzte Ernte war sehr klein und ist nicht viel über geblieben. Immerhin habe ich noch nicht so unmittelbar unter den Notzeiten zu klagen wie mancher andere. Arbeit und Gehalt ist noch da.

Für heute nur diesen kurzen Gruß. Vielleicht beende ich noch in der Regenzeit den schon im vergangenen Jahr begonnenen Aufsatz über das Verkehrswesen, dann sollen Sie auch davon ein Exemplar erhalten.

Mit kameradschaftlichem Gruß

Ihr H a e c k e l.

Liebe Kameraden!

Vor einigen Wochen erhielt ich den letzten Kulturpionier, Nr. 2 vom Jahrgang 32 und da habe ich mir vorgenommen, nun endlich mal wieder etwas von mir hören zu lassen. Heute will ich nun den Regentag dazu benutzen, Ihnen etwas von hier zu erzählen.

Bevor ich nach Wizenhausen, dem gesegneten Lande, kam, hatte ich schon 2 Jahre Praxis hier auf dieser Fazenda hinter mir. Als dann hier 1927 die Administratorstelle frei wurde, wurde ich als Nachfolger eingesetzt. Durch meine vorherige Praxis hier auf der Fazenda hatte ich schon den Vorsprung, daß ich die Fazenda recht gründlich kannte.

Wenn man von Brasilien und namentlich São Paulo spricht, denkt man berechtigter Weise sofort an Kaffeekultur. Wir haben hier aber, Gott sei Dank (bei den schlechten Kaffezeiten), gar keinen Kaffee. Unsere Hauptkultur ist Baumwolle und unser Hauptgeschäft ist Saatgut. Wir haben auch Zuckerrohr, woraus wir 50% igen Zuckerrohrschnaps fabrizieren. Dieser Sprit wird dann zum größten Teil in Villa Americana zu Alkohol rektifiziert. Dieses Jahr haben wir folgende Kulturen (1 alqueire sind 24200 qm oder ca. 10 Morgen): 80 alqu. Baumwolle, 30 alqu. Zuckerrohr und 23 alqu. Mais. Diese Kulturen bearbeiten wir mit Tagelöhnern. Der Preis, den wir für Tagelöhner zahlen, ist zwischen 4—5 Milreis. Für diese Kulturen haben wir ca. 100 Maultiere, 40 Ochsen und die nötigen Maschinen. Außerdem haben wir noch 74 alqu. Baumwolle, 16 alqu. Mais, die unsere 30 Kolonistenfamilien á Drittel bearbeiten. Wir stellen das Land, und die Kolonisten machen alle Arbeiten mit ihren Werkzeugen und Maschinen. Das Saatgut, die Ameisenbekämpfungsmittel und die anderen Schädlingsbekämpfungsmittel liefern wir und debittieren $\frac{2}{3}$ dem Kolonisten. Die Baumwolle liefern die Kolonisten bei uns an der Entkernungsanlage ab. $\frac{2}{3}$ des Gewichtes gehört dem Kolonisten und $\frac{1}{3}$ der Fazenda. Wir zahlen die in São Paulo an der Warenbörse notierten Preise. Dem Kolonisten geben wir monatlich 40.8000 rs Vorschuß für jede alqu. Baumwolle, die er anpflanzt. Auf gutem Land kann man mit 120—200 aroben (1 aroba sind 15 kg) Baumwolle pro alqu. rechnen. Nimmt man den niedrigen Preis von 10.8000 rs. pro arobe an, so entfallen mindestens 800.8000 rs. auf den Kolonisten. Da wir im Jahr 480.8000 rs. Vorschuß geben, besteht keine Gefahr, daß der Kolonist in Schulden kommt. Für jede alqu. Baumwolle hat der Kolonist $\frac{1}{2}$ alqu. Land frei für seine Pflanzungen, Mais, Bohnen und Reis, die wichtigsten Nahrungsmittel. Hier auf der Fazenda haben wir eine Schmiede und Stellmacherei und einen Laden, wo die Leute alles bekommen, was sie brauchen. Dann haben wir hier eine Art Krankenkasse eingerichtet. Jeder Arbeiter zahlt 3.8000 rs. pro Monat, dafür kommt der Arzt 2 Mal in der Woche oder sonst, wenn er gebraucht wird, um=

sonst. Dieses Kolonistensystem, á Drittel zu arbeiten, ist hier sehr beliebt. Wir könnten bei der jetzigen Kaffeekrise so viele Familien bekommen, wie wir wollten. Obgleich wir dauernd neue Häuser bauen, haben wir Mangel an Häusern. Im ganzen haben wir 1000 alqu. Land, also noch viel Platz, um unsere Kulturen zu vergrößern.

In den letzten Jahren hat sich die paulistaner Baumwollkultur enorm verbessert. Noch vor einigen Jahren rechnete man mit einer mittleren Faserlänge von 22 mm, während man jetzt mit Faserlängen von 26–30 mm rechnet. Dieses ist in erster Linie den Anstrengungen der paulistaner Regierung zu verdanken, die es verstanden hat, die Qualität der paulistaner Baumwolle so enorm zu verbessern. Die paulistaner Regierung hat dieses Resultat durch das Verbot des Baumwollsaatgutverkaufs erzielt. Nur die Regierung darf vorläufig Saatgut verkaufen. Sie züchtet und verbessert die Baumwollsorten im landwirtschaftlichen Institut in Campinas, dem eine Fazenda bei Campinas angeschlossen ist, und eine weitere bei Tieté. Von dort bekommen wir und andere Fazenden (campos de cooperação) das Saatgut zur Vermehrung übergeben und wir liefern es nach der Ernte wieder an die Regierung, die es dann an die Pflanzler verkauft. Diese campos de cooperação sind ein ganz gutes Geschäft, nur hat man dauernd Regierungsangestellte auf der Fazenda, die die Kulturen beaufsichtigen. Außer dem Baumwollsaatgut haben wir dieses Jahr auch einen ganz schönen Posten Maisaatgut an die Regierung geliefert.

Vor einem Jahr schickte ich mit meinem Bruder, der damals nach Deutschland fuhr, Saatgutmuster hier von der Fazenda und Holzmuster der hiesigen wichtigsten Urwaldbäume an die D.K.S. Hoffentlich ist alles richtig angekommen.

Der Absatz für die Ackerbauprodukte ist gut. Die paulistaner Baumwollindustrie kann vorläufig nur ca. 50% ihres Konsums im Staat selbst decken. Die anderen 50% kommen von den Nordstaaten. Mais hat in letzter Zeit gute Preise erzielt. In São Paulo ist eine amerikanische Maisenfabrik, die Corn Refining Comp., die einen enormen Maiskonsum hat.

In den letzten Jahren hat die Laranjenkultur einen gewaltigen Aufschwung genommen. Unser Nachbarmunizip Limeira hat letztes Jahr viele Tausend Kisten Laranjen nach England und Deutschland exportiert. Auch anderes Obst wie Abacaxi (Ananas) und Melancias (Wassermelonen) werden hier im Munizip Villa Americana viel angebaut und nach São Paulo verkauft.

Bei Piracicaba, nicht weit von hier, ist eine staatliche landwirtschaftliche Schule, die in ganz Brasilien bekannt ist und fabelhaft großzügig angelegt ist. Dieser Schule ist eine Zuckerrohrabteilung der Regierung angegliedert, die den Pflanzern Zuckerrohrstecklinge liefert von den dort gezogenen Sorten, die sich am besten bewähren. Die Zuckerindustrie ist ja auch recht bedeutend im Staat. In der letzten Zeit wird viel von Alkoholmotor gesprochen. Alkohol in Mischungen als Treibstoff zu benutzen, ist ja eine alte Sache, wie z. B. Monopolin in Deutschland. Hier

mangelt es noch an Absolutierungsanlagen, und man hat nur 96%igen Alkohol. Die Zuckerusineiros sind aber sehr interessiert am Alkoholtreibstoff, und so hoffen wir auch auf baldigen guten Alkoholabsatz. Der schlechte Stand der brasilianischen Währung wird auch dazu beitragen, daß der nationale Alkoholtreibstoff bald hier Eingang findet.

Für den Brennholzkonsum wird viel Eukalyptus mit gutem Erfolg angebaut. Für den Anbau der wertvollen brasilianischen Nutzhölzer tut der Staat leider wenig.

Bei Nova Odessa, hier in der Nähe, ist eine Rindviehzuchtstation der Regierung, dort sind jedes Jahr Versteigerungen junger Bullen. Das ist sehr viel wert für die Landwirte, da es sich nur wenige leisten können, erstklassiges Zuchtmaterial zu importieren. In Nova Odessa kann man zu angemessenen Preisen recht gute Bullen bekommen. Es gibt dort schwarzbunte und rotbunte Holländer, Normanden, Hereford und Red Polled. Als nationales Vieh wird dort Caracu gezüchtet, ein gelbbraunes Vieh, das ganz gut in fettreicher Milch ist und auch gute Schlachttiere liefert. Als Schlachtvieh ist sonst das Beste, das einheimische rasselose Vieh gekreuzt mit guten Zebubullen. Für Milchleistung hat man meistens Holländer von $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ Blut. Die höchste Milchleistung, die ich hier bisher gesehen habe, war in São Paulo bei importierten Holsteinerkühen aus U. S. A.

Der Absatz in São Paulo für Vieh ist durch große Schlachthäuser sicher gestellt. Sie nehmen auch jede Menge fetter Schweine ab und ziehen besonders vor Kreuzungsprodukte der nordamerikanischen Rasse Duroc Jersey.

In São Paulo hat die Regierung ein Biologisches Institut, das alle Impfstoffe liefert gegen die hier vorkommenden Tierkrankheiten (Seuchen). Seitdem wir alle unsere Kälber regelmäßig gegen ansteckende Lungenentzündung und gegen den weißen Durchfall mit diesen Impfstoffen impfen, haben wir fast gar keine Verluste mehr gehabt. Das Instituto Butantan in São Paulo, wo alle hier vorkommenden Giftschlangen gehalten werden, deren Giftstoffe abgezapft und zu Heilsera verarbeitet werden, ist weltbekannt.

Einfache Schwingpflüge, Eggen, Hackmaschinen, Schädlings-sprizen und Aufbereitungsmaschinen für Kaffee usw. werden in São Paulo hergestellt. Kompliziertere Maschinen wie Mäh- und Sämaschinen usw. werden meist von den großen amerikanischen Compagnien gekauft. Die International Harvester Comp. z. B. hat in São Paulo ein komplettes Ersatzteillager ihrer hier verkauften Maschinen. Mit diesen kapitalkräftigen Firmen können die deutschen Importeure leider nicht konkurrieren. Es wäre nur durch Zusammenschluß der deutschen Landmaschinenfabriken etwas zu erreichen.

Leider haben die Revolutionen nur zur Erhöhung der Steuern beigetragen. Die Politiker haben es verstanden, dieses so reiche Land erst durch die Kaffeepolitik und dann durch die inner-

politischen Kämpfe in einen derartigen Mißkredit zu bringen, daß der Miltreis dauernd gesunken ist.

Daher rückt auch für uns eine Europareise in immer weitere Fernen. Als ich letztes Mal, Ende 1928 in Wizenhausen war, war ich verlobt und fuhr dann als junger Ehemann wieder nach Brasilien aus. Gerne denk ich noch an die Tage, die ich damals während der Weihnachtsferien in Wizenhausen verlebte. Wizenhausen mit seinem Wilhelmshof bleibt doch immer meine zweite Heimat, wohin ich stets gern zurückdenke. Jetzt habe ich schon ein Mädchel von 3 und einen Jungen von 2 Jahren, also bin ich ein regelrechter „alter Herr“.

Kameraden sehe ich recht oft. Keetmann besuchte ich erst letzten Monat auf seiner Fazenda bei Bury an der Sorocabana-bahn. Ich habe mich gefreut, wie schön er seine Fazenda in Schuß hat. Seine kleine Frau hilft ihm tüchtig. Um ihn zu besuchen, brauche ich erst einmal 3 Stunden mit der Bahn bis São Paulo und dann noch 10 Stunden bis Bury. Bis zu Stangier brauche ich nur eine Stunde per Auto. Ich freue mich, daß er damals durch meine Vermittlung seine schöne Stellung bekommen hat. Mick war letzten Monat eine Woche bei uns, und ich habe vergebens versucht, ihn unterzubringen. Jetzt ist er, glaube ich, Lehrer bei Itararé, im Süden des Staates. Ich freue mich immer, wenn Kameraden zu Besuch hierher kommen.

Anbei schicke ich einige Photos von hier, außerdem eine Eisenbahnkarte vom Staat und einen Zeitungsartikel: Paulistaner Baumwollbau.

Ich bitte mir mitzuteilen, bis wann ich den Kulturpionier noch vorausbezahlt habe, oder ob mein Guthaben schon abgelaufen ist. Ich möchte nicht mit meinen Zahlungen rückständig werden. Vor langer Zeit erhielt ich Kartengrüße vom Sommerfest, für die ich vielmals danke.

Kameradschaftliche Grüße Ihnen Allen

von Ihrem
Werner P la a s.



Kirschblüte.

Liebe Kameraden!

Zum Fabariustag 1932 hat man von mir in Wizenhausen eine erste Nachricht persönlich seit meiner Ausreise 1926 bekommen und zwar unter Benutzung der Postkarte, die dem Kulturpionier 1931 beigelegt war. Ich habe damals versprochen, bald mal von mir hören zu lassen. Das ist nun wieder ein Jahr her. Diesmal habe ich den Kulturpionier zu Neujahr erhalten ohne Karte dabei. Also muß ich das Schreibmaterial selber liefern. Die Güte dieses Materials bitte ich zu entschuldigen, sie bezweckt nur, die holländische Luftpost nicht zu überlasten.

Es ist nun nicht leicht, um nach vielen Jahren einen ersten Bericht zu geben, und alles, was inzwischen in Bänden nach Hause berichtet wurde, in einen kurzen aber ausführlichen Brief zusammenzudrängen. Den Hauptanstoß zu meinem Schreiben hat mir eigentlich der traurige Bericht des Kulturpioniers über den Tod unseres Kameraden Vorländer gegeben. Die beiden besten Freunde, die ich in meiner zweiten Wizenhäuser Zeit gefunden hatte, waren Erich Bohne und Carl Vorländer. Wir standen nicht häufig, dafür aber umso ausführlicher in Verbindung. Die Beiden sind gestorben, wie so manch anderer Mensch aus dem engeren Lebenskreis früherer Jahre vom Zufall ereilt, demselben Zufall, dem ich hier in den Jahren mehr als einmal entwischt bin. Oder ist es nicht ein Zufall, daß ich in meiner Zeit als Pflanzungsassistent auf einer Kaffeepflanzung in den Urwäldern Atjehs abends im Dunkeln nach Hause komme und nach einer Stunde festgestellt wird, daß unmittelbar vor meinem kleinen Häuschen, das 15 m von der Straße entfernt steht, ein Kuli, mit dem ich gerade noch gesprochen hatte, und der 2 Minuten hinter mir mein Haus passieren wollte, von einem alten abgeschabten, verhungerten Tiger lautlos von der Straße weggeschnappt wurde, und daß dann dieser Tiger, nachdem ich einen Anstand über der Leiche gebaut hatte, nicht mich von dem wackeligen, viel zu niedrigen Gerüst, sondern den angeknabberten Kuli unter mir mit einem wilden Sprung klaute? Zufall. Ich habe noch mehr solche Geschichten auf Lager. Aber erstens will ich der Reihe nach gehen, zweitens will ich nicht in den Geruch kommen eines alten Afrikaners, der in Wizenhausen lebt, von dessen Geschichten ich Euch nur zwei Worte zu nennen brauche, und Ihr wißt, wer gemeint ist: „Kleinigkeit! Grrroßartig!“ — Also das traurige Ende von Erich Bohne und Carl Vorländer hat mir wiederum recht deutlich vor Augen geführt, was man alles in seinem Leben versäumt und daß man sich dessen erst bewußt wird, wenn es zu spät ist. Mit Bohne war ich zusammen bei der Hochseefischerei gewesen, ein rechtes Abenteuer zu suchen, dann wollten wir zusammen nach Afrika. Bohne fand Gelegenheit und ging zuerst. Für mich dauerte es zu lang. Und als ein Telegramm von ihm

von Haribes ankam für eine Anstellung dort, hatte ich gerade meine Fahrkarte nach Indien gekauft. Nachher kann man viel reden über das, was besser gewesen wäre. Ich fuhr nach Indien und habe hier manches Schöne gesehen und erlebt; aber daß es mir besonders ergangen wäre bisher, das kann ich nicht sagen. Eine gewisse schlechte Periode hatte hier gerade eingesezt durch Tabakmißernte, was immer akut ist und sich nicht allgemein bemerkbar macht, weil hier ja außerdem das große Rubberland ist. Aber bei all den großen Gesellschaften war schon damals fast nie Gelegenheit anzukommen. Das war über den Umweg des Indologischen Kursus in Amsterdam noch erheblich leichter. Ich fand aber bald nach einem mißglückten Versuch auf einer Kaffeepflanzung an der Ostküste von Atjeh, die aus Kapitalmangel geschlossen wurde, eine Anstellung auf einer Kaffeepflanzung im Innern von Atjeh. Mitten im tiefsten Urwald, in gebirgigem Gelände an der Straße, 30 km von der Endstation derselben, einem Militärlager. Entlang der Straße noch einige andere Pflanzungen.

Ein Däne mit Tabak, ein Holländer mit Vezel (Agave), Japaner mit Kaffee, Deutscher mit einer Flinte, 2 Affen und 20 Hunden. Im Militärplatz ein Kapitän, ein Doktor, ein Leutnant, als besondere Attraktion eine vollblutdeutsche Frau mit einem schwarzen Sergeanten verheiratet aus Surinam und ein holländischer Athlet mit einer großen Landkonzession ohne einen Cent in der Tasche. Dazu mein Schweizer Administrateur und ich. Das war die auserlesene europäische Bevölkerung der Alaslande unter dem Kommando des Kapitäns in Kota-Tjane, der sein Hauptaugenmerk darauf richtete, mit Hilfe seiner Strafgefangenen, den sogenannten Kettenbären, recht viel gleichgroße kleine Steinchen auf den Wegen seiner Garnison zu deponieren und neben diesen Wegen Gras und Blumen zu pflanzen und pflegen, was ihm dann auch bald eine Berufung aus Kriegsministerium in Bandoeng einbrachte; denn abgesehen von seiner Tüchtigkeit, hatte er gute Figur und nicht ganz einwandfreies europäisches Blut. Der Leutnant, ein echter Buschkleber, war immer auf Patrouille im Urbusch, was die Lebenslust seiner Frau wenig bedrückte, der Doktor verstand von seinem Geschäft weniger als der Lazarettgehilfe Neumann, der berühmte. Denn seine Frau hatte jahrelang Tuberkulose, was er merkte, als sie auf der Hochfläche im Sterben lag. Aber für seine Patienten brauchte er nur Jod, im schlimmsten Falle Bettruhe. Aber die lange Weile vertrieb sich die europäische Gesellschaft damit, daß sie sich durch Klatsch, üble Nachrede und ewige Fehde in 2 bis 20 Lager teilte und sich abwechselnd bekriegte. Als besondere Abwechslung erschienen sporadisch Leute, von denen augenscheinlich kein Fleck zwischen Nord- und Südpol verschont bleibt: Versicherungsagenten und Autoverkäufer. Sie kriegten warmes Bier und Schnaps vorgefetzt, verkauften Autos, die nie bezahlt wurden, und die Versicherungen wurden nach der zweiten Prämie gestoppt. Ich lebte zunächst in

einem ganz kleinen Häuschen von zwei Kammern 3×4 m ohne Küche, W. C. und Badegelegenheit. Der Urwald war ja nah und ein kleiner Fluß mit Frischwasser auch. Das hat uns nichts weiter ausgemacht. Uns? Ja, das vergaß ich zu berichten. Ich war inzwischen verheiratet. Ein neues Haus war im Bau. Wir sind da bald eingezogen, nachdem die Geschichte mit dem hungrigen Tiger passiert war, aber für Türen und Fenster hat es für dies Haus nie gereicht. Wir haben Säcke davor gehängt. Meist von den bunten javanischen Tüchern, den Sarongs, mit denen sich die javanischen Frauen sehr geschmackvoll zu kleiden verstehen. Darum hieß dann unser Haus dann auch bei den Lästermäulern der 2–20 Parteien, das Saronghuisje. Das hat uns aber nicht gestört. Wir hatten mit der Zeit Zuwachs bekommen. Außer drei verschiedenen Affen, einer großen Schlange, zwei seltenen Nachtmakis, einem zahmen Reh und vier jungen Hunden, auch noch ein weibliches Menschenbaby. So hatte meine Frau genügend Beschäftigung in den Wochen, die ich im Busch war. Ich war mehrere Monate jenseits des großen Flusses im Urbusch tätig mit Vermessungen für neue Landkonzessionen, wobei ich gleichzeitig die auf diesen Stellen weiße Landkarte mit Flüssen und Bergen versehen habe. Das war eine schöne Zeit mit 4–6 Kerlen in diesem unbekanntem, unbetretenen Gebiet herumzukrebsen und all die schönen und schlechten Seiten des Buschlebens kennenzulernen. Außer einem ganz allgemeinen Wildreichtum ist dies Gebiet der Hauptplatz für die Elefanten und vor allem für die sonst seltenen Orang-Utans. Bald war ich über die Kinderkrankheiten des Buschlebens hinaus, die darin bestehen, daß man sich ohne Kompaß vom Lager entfernt und natürlich auch ohne Flinte, daß man nachts sein Lager auf Elefantenwegen aufbaut, wobei man gelegentlich sich morgens zu Brei getreten wiederfindet, oder am Flußufer, wo man aufgefressen wird von Moskiten, nicht etwa von wilden Tieren, die nachts an die Tränke kommen. Im Busch bekommt man selten Tiger zu sehen, die sind da alle harmlos und vorsichtig. Unangenehm war eine andere Kinderkrankheit. Wir schwammen mit unserem Gepäck mit Flößen über den Fluß und gingen an einer Bucht an Land in ruhigem Wasser, weil wir die Flöße beim Schwimmen vor uns herstoßen mußten, und als wir an Land gehen, springen uns mit lustigem Zähnegeklapper einige Krokodile entgegen und verschwinden im Bach. Vielleicht waren es auch unsere Zähne, die klapperten; ich hab das in der Eile, in der wir ans Land krabbelten, nicht festgestellt. Wir sind dann nur noch in reißender Strömung geschwommen. Die Vermessungsarbeit selbst war eine einfache Sache, viel einfacher, als wenn man mit Blitzlicht und Meßkette um Koepfs Gemüsegarten rumackert. Man holt sich jeden Morgen irgendwo von den Bäumen eine Kottanleine, macht eine 20 m=Leine davon, baut den Beikompaß auf, die Buschkapper vorne weg hauen einen Weg, einer peilt, zwei ziehen die Leine, von denen einer die Pfähle im Vorbeigehen schneidet und

setzt, und der andere das Hauptbuch führt mit den bekannten Stäbchen, von denen 5 hundert Meter machen. Die werden dann in einen Sack gesteckt und die abendliche Stäbchenbilanz ergibt die Tageskilometer, von denen ich als höchstes 8 zusammengebracht habe, als niedrigstes ganze 300 m in sumpfigem Rottan- und Lianengelände. Es ist ein wunderbares Leben in diesem Urwald, der in den Bergen lichter ist und in der Hauptsache aus riesigen Bäumen besteht, mit nur wenig Unterholz. Einmal kam ich so auf einem Streifzug abseits von der Richtung auf eine Berganhöhe, die Sonne blinzelte durch die Bäume, es war oben in den Bergen kühl, da sangen Vögel und alle tropischen Geräusche fehlten. Da dachte ich: ganz wie in den Wartebergen, aber mit einem Drilling im Arm auf der Suche nach einem gemüthlichen Ruheplätzchen aber mit guter Sicht. Ich komme in der unberührten Wildnis, die noch keines Menschen Fuß betrat, oben an, und was sehe ich: eine Bank! Welcher Mensch diese Bank auch hingebaut hat, er hatte sicher Sinn für diese Natur. Es wird aber nur wohl einer von den Atjehern gewesen sein, die ab und zu durch die Berge streifen, um ein gewisses Harz, das hoch bezahlt wird, aus dem Baum zu hacken. Ich habe diese Leute auch dann mal getroffen und Aufnahmen gemacht bei der Arbeit und von ihren sonderbaren Instrumenten. Einmal habe ich sogar einen Europäer im Busch getroffen, einen Förster vom Gouvernement, der mir nachgeschickt war, um festzustellen, ob in dem Gelände nicht auch einige der seltenen Tannenbäume, aus denen man Terpentin zapfen kann, stehen. Solches Gelände gibt das Gouvernement nicht aus. Als Anmarsch und Rückmarschstraße zu meinen Meßplätzen benutzte ich immer eine quer durch Sumatra führende Elefantenstraße, ein seit Jahrhunderten teilweise bis zu 3 m ausgetretener Weg, der unentwegt ohne Rücksicht auf Geländeschwierigkeiten von Nordost nach Südwest zieht.

Hier werde ich meinen Bericht für heute schließen, einesteils, weil es Postschluß für das Flugzeug ist, das noch rechtzeitig zum 18. Januar meinen Gruß an die Alten und Neuen Kameraden bringen kann, andererseits, weil ich das Briefgewicht nicht überschreiten will. Ich werde mir genau merken, wo ich aufhörte. Demnächst dann bestimmt Fortsetzung. Allen alten Bekannten herzliche Grüße!

W. Ohlhorst.

Was habt Ihr aus uns gemacht?

Es gebe Gott mir nun die Kraft,
Zu danken der Dozentschaft,
Die stets und ständig mit Bedacht
Aus uns hat Diplomaten gemacht.

Ihr lacht und denkt, das wär' so leicht,
Bei manchem hat's g'rad so gereicht.
Was gibt es doch für viele Rassen,
Die Shorthorns mit ihres Fleisches Massen.
Und noch so viele wollen leben,
Die alle Milch hier sollen geben,
Krank werden die Biester auch noch gar,
Es ist zum ägern, ei, fürwahr.
Dafür kommt aber zur Erhaltung
Die Stärke- und Kohlehydrateverwaltung,
Bis schließlich jeder Einzelne kennt
Ein jedes Futter auf's Prozent.
Das Eiweißverhältnis „eins zu sechs“,
Ja da tut Ihr staunen, da seid Ihr perplex.
Doch damit ist es nicht genug,
Wir lernten auch noch den Wetterspuk:
Ob's regnet, graupelt oder hagelt,
Unsere Köpfe waren erst wie vernagelt,
Doch schließlich redeten wir wie dun
Nur noch von Chirokko und Taifun.
Waren wir dem Biere zugetan,
So sahen wir uns jetzt das Wasser an.
Schon, wenn wir uns die Zähne spülten,
Wir alle Substanzen darin zerwühlten
Und wußten sofort mit Leichtigkeit
Geschmack, Geruch und Durchsichtigkeit.
Mit den Mädchen sprachen wir beim Tanzen
Schließlich nur noch über Algen und Pflanzen;
Ueber Chlorophyll und Chloroplast
Stolperten in unserem Eifer wir fast.
Und als die Kleine so ganz sachte
Mit uns im Park die Runde machte
Und sagte „sieh dort eine Bank“,
Da schrakn wir auf bei diesem Klang,
Wir dachten sofort und behend
An Diskont, Lombard und Contocorrent.

So habt allmählich und ganz sacht
Aus uns ihr Diplomaten gemacht.
Deshalb — weil Ihr dies habt geschafft —
Ein extra „Hoch“ mit aller Kraft:

Es lebe die Dozentschaft!